

„Wir müßten fasten und trotzdem weiter springen als bisher“

Michael Schindhelm, Chef der Stiftung Oper in Berlin, kritisiert die unrealistischen Sparvorgaben und fordert die Unterstützung durch das Land

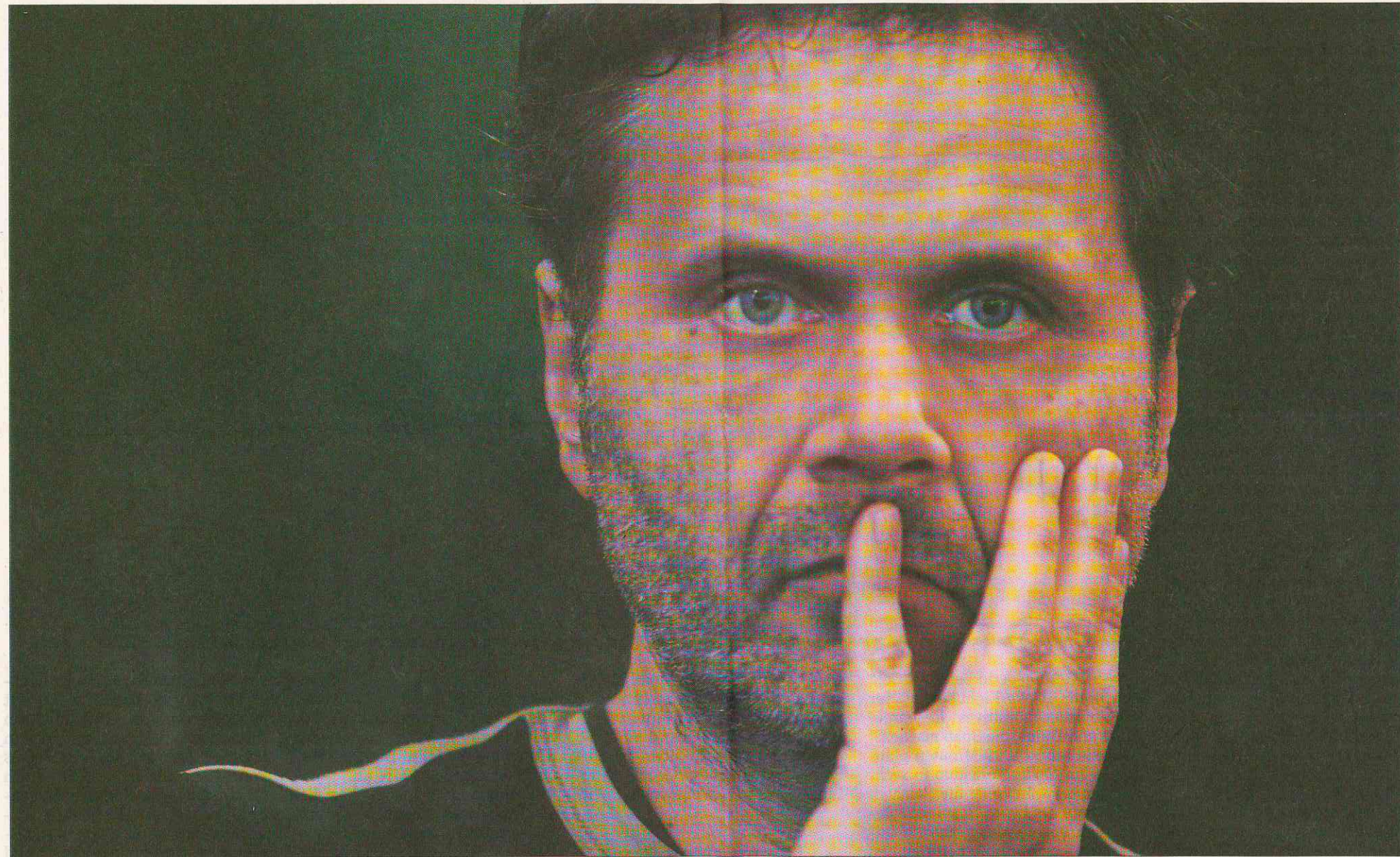
Die Gründung der Operstiftung 2004 war eine Notmaßnahme zur Gefahrenabwehr auf finanziell unsicherer Grundlage: Zwar konnte die Schließung der Deutschen Oper Berlin im letzten Moment abgewehrt werden, doch es gibt keine Entwarnung. Die Stiftung schiebt weiterhin einen untilgbaren Schuldenberg vor sich her. Der Koalitionsauftrag „Sparen bis es quietscht“ und „Einspielquoten rauf“ löst das Problem nicht, das Ende der Fahnenstange ist längst erreicht. Auch wenn es kein Verantwortlicher offen sagen will: Ohne neues Geld und ohne gravierende Strukturveränderung durch eine Fusion wird die Abwicklung der Deutschen Oper nicht länger zu verhindern sein. Mit dem Chef der Stiftung Oper in Berlin, Michael Schindhelm, sprachen angesichts der unmittelbar drohenden Katastrophe Manuel Brug und Reinhard Wengierek.

DIE WELT: Es ist wohl nicht übertrieben zu sagen, die finanzielle Situation vor Schließung des Schillertheaters 1993 war geradezu harmlos im Vergleich zu heute?

Michael Schindhelm: Man könnte auch sagen, im Vergleich zu den 60 Milliarden Schulden, die Berlin inzwischen hat, nehmen sich die knapp 105 Millionen Zuwendung, die die Opern dieses Jahr bekommen, harmlos aus. Aber im Ernst: Unsere materielle Lage ist so schwierig wie die der Stadt. Einsparungen von 9,2 Millionen, wie sie für 2008 und 2009 vorgesehen sind, lassen sich in den bestehenden Strukturen nicht mehr machen.

WELT: Die Sparpotentiale seitens der Opernbetriebe sind restlos ausgeschöpft?

Schindhelm: Beim Personalabbau werden wir die Vorgaben des Opernstrukturkonzeptes wahrscheinlich erreichen, aber das bringt nicht die erwarteten 9,6 Millionen. Parallel sollten bis 2009 die Erlöse um 7,2 Millionen gesteigert werden, das wäre eine Verbesserung um etwa ein Drittel gegenüber heute. Eine Art Biathlon der besonderen Art: Wir müßten nicht nur ein paar Monate im Jahr fasten, sondern auch viel weiter springen als bisher.



Michael Schindhelm: „Die Deutschen finden es wieder gut, Deutsche zu sein. Sie werden es auch gut finden, eine tolle Hauptstadt zu haben. Und sie werden einsehen, das geht nicht ohne Entwicklungshilfe“

Schindhelm: Die Idee einer besseren Koordinierung der Berliner Opern entstand ja nicht aus finanzpolitischer Not, sondern aus dem inhaltlichen Verlangen nach größtmöglicher Programmdiversität. Der Geldmangel kam dann hinzu. Wenn wir die Opern nicht dem reinen Terror der Ökonomie überlassen wollen, müssen wir neben fi-

Schindhelm

Geboren 1960 in Eisenach in bürgerlichen Verhältnissen. Studium

nanzpolitischen Erwägungen auch wieder kulturpolitische gelten lassen. Die drängende Frage von heute und morgen lautet nicht, wie viel Oper, sondern was für Oper wollen wir in Berlin?

WELT: Wäre der gordische Knoten zu durchschlagen, indem die Staatsoper in die Obhut des Bundes käme?

Schindhelm: Ich habe von den derzeit politisch Handelnden das Mandat bekommen, bis nach den Wahlen zum Berliner Abgeordnetenhaus einen Vorschlag zu unterbreiten, wie es mit den Opern ab-

Schindhelm: Immerhin hat das Bundeskabinett 50 Millionen für die Sanierung der Staatsoper in Aussicht gestellt. Nun ist Berlin dran, konkret zu werden, denn ohne das Land ist die Sanierung nicht zu machen. Wie wichtig sie ist, mag oft gesagt worden sein, aber es muß wiederholt werden: Ich habe noch nie ein so geschundenes Theater gesehen. Selbst die kleineren Thüringer Theater von Nordhausen, Altenburg oder Gera, in denen ich vor 15 Jahren gearbeitet habe, waren in besserem Zustand, kurz nach der Wende! Die Willenserklärung zur Sanierung ist hoffentlich

ohne, ja: Entwicklungshilfe für eine Stadt, die wie keine zweite in Europa durch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts gegangen ist.

WELT: Angenommen, Sie schaffen es, daß die Stiftung auf realistische Grundlagen gestellt wird. Ohne Reform des Drei-Häuser-Spielbetriebs wird es nicht weitergehen können?

Schindhelm: Es gibt drei Reformvarianten: zerstören – wenn die Probleme unlösbar geworden sind; erhalten – wenn sich die verantwortlichen Akteure der Politik und der Opern darin einig sind, daß alles so bleiben kann, wie es ist;

WELT: Sie waren über ein Jahrzehnt hinweg Chef des großen Basler Dreipartentheaters, drehten dort innovativ auf bis an die Schmerzgrenze, Ihr Vertrag wurde trotzdem zweimal verlängert, Sie konnten in Basel gar ein neues Schauspielhaus einweihen. Wie ist die dortige Sicht auf die Berliner Lage?

Schindhelm: Wenn ich in der Schweiz aus Berlin erzählt habe, kam ich mir vor, als lese ich aus dem Dschungelbuch vor. Exotisch, irgendwie rau, aber auch harmlos, dieses Berlin. Da ist die Schweiz anders. Wären die wirt-

„Winterreise“ eröffnet Filmfest München

VON COSIMA LUTZ

„Schubert“, sagt der Mann, „du bist ein Arschloch“. In den Kopfhörern dröhnt Rockmusik, das Notenheft des Liederzyklus „Winterreise“ landet in der Zimmerecke. Das ist einer jener komischen Momente, in dem der wuchtige Provinz-Unternehmer Franz Brenniger, gespielt von Josef Bierbichler, wie ein zu großes, pubertierendes Kind über die zu enge Leinwand stapft, unruhig, jähzornig und albern. 60 Jahre ist er alt, kurz vor dem Bankrott, und in seiner Seele tobt ein Kampf, der klinisch korrekt als manisch-depressive Erkrankung bezeichnet wird. Doch Hans Steinbichlers Film „Winterreise“, der das Münchner Filmfest eröffnete, hat anderes mit seinem Helden und seinem Zuschauer vor als den schauerlich naturalistischen Nachvollzug einer Krankengeschichte: eine Reise ins vielleicht ebenso manisch-depressive Herzkanonisierter deutscher Kultur.

Bei seiner Weltpremiere im kürzlich zu Ende gegangenen Filmfest Karlovy Vary (Karlsbad) fiel der Film durch. Bei der Deutschlandpremiere jetzt in München war das Echo entsprechend korrekt, nämlich gespalten. Einige der Gäste mochten dieser Reise ins „innere Afrika“, wie der Dichter Jean Paul einst das „ungeheure Reich des Unbewußten“ nannte – übrigens zur Entstehungszeit von Schuberts „Winterreise“ (1823-27) – „emotional“ nicht recht folgen. Mit viel Applaus aber bedachten sie die Darsteller: Neben Bierbichler hatten Sibel Kekilli und Hanna Schygulla als auratische Faßbinder-Abgesandte, wie Bierbichler witzelt, offenbar mühelos überzeugt. Die Eröffnung eines Filmfests, dessen 24. Ausgabe mit der internationalen Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch zusammenarbeitet, könnte jedenfalls passender kaum sein.



gegenüber heute. Eine Art Biathlon der besonderen Art: Wir müßten nicht nur ein paar Monate im Jahr fasten, sondern auch viel weiter springen als bisher.

DIE WELT: *Es ist also keine nennenswerte Steigerung der Einspielergebnisse zu erwarten?*

Schindhelm: Die Gesamtbesuchszahl hat sich leicht positiv entwickelt. Aber wir werden es nicht von 687 000 im Jahr 2005 auf 900 000 schaffen, nicht in drei oder vier Jahren, nicht bei der bestehenden Konjunktur. Da müßten wir noch stärker als bisher auf Blockbuster setzen. Die Häuser würden zu einer wachsenden Konvergenz gezwungen. Jeder müßte spielen, was sich am besten verkauft. Der finanzielle Druck schärft also nicht unbedingt die Profile, sondern zwingt die Häuser zu ähnlichen Programmstrategien, wenn es nur noch ums Geld geht.

WELT: *Auch eine veränderte Spielplangestaltung hilft also nicht weiter?*

Schindhelm

Geboren 1960 in Eisenach in bürgerlichen Verhältnissen. Studium der Quantenchemie im russischen Woronesch. Arbeit an der Berliner Akademie der Wissenschaften der DDR. 1986 Rückzug als freier Übersetzer (Gogol, Tschchow) und Dramaturg. Nach 1990 beispiellose Intendanten-Karriere: erst in Nordhausen, dann am Theater Altenburg-Gera (Schindhelm managte die erste Theaterfusion im Osten) und von 1996 bis 2006 am Theater Basel. Vorwürfe hinsichtlich Stasi-Mitarbeit erwiesen sich als nichtig. Seit April 2005 Generaldirektor der bislang unseriös finanzierten Stiftung Oper in Berlin, einer der größten deutschen Kultureinrichtungen. Vom Sanierungskonzept der Stiftung hängt die Gestalt der künftigen hauptstädtischen Opernlandschaft ab – die Abwendung eines Crashes. Schindhelm veröffentlichte zwei Romane und einen Band Essays.

zeit politisch Handelnden das Mandat bekommen, bis nach den Wahlen zum Berliner Abgeordnetenhaus einen Vorschlag zu unterbreiten, wie es mit den Opern ab 2008 weitergehen soll. Vorher wäre es chancenlos, eine Diskussion darüber zu eröffnen. Zudem bleibt abzuwarten, wie rasch die ab Herbst Regierenden bereit sind, meine Vorstellungen zur Kenntnis zu nehmen. Natürlich, die Zeit für die Opern drängt, aber Politik funktioniert nach eigenem Kalender. Eins aber läßt sich schon sagen. Wenn die Zuschußabsenkungen so bleiben, wie sie vor drei Jahren beschlossen worden sind, gibt es einen Crash. Würde der Bund die Hand ausstrecken und den Berliner Haushalt zum Beispiel durch die Übernahme der Staatsoper entlasten, könnte dies die Lösung sein. Die Erlösung. Für eine Schließung hingegen stehe ich nicht zur Verfügung.

WELT: *Ist mit einem solchen Engagement durch den Bund tatsächlich zu rechnen?*

Altenburg oder Gera, in denen ich vor 15 Jahren gearbeitet habe, waren in besserem Zustand, kurz nach der Wende! Die Willenserklärung zur Sanierung ist hoffentlich auch eine Erklärung zur Erhaltung der Spielbetriebe, schließlich wird gerade die Deutsche Oper technisch aufwendig auf Vordermann gebracht. Das Szenario eines künftig weiteren sanierten Leerstands wäre geradezu irrsinnig.

WELT: *Macht die Föderalismusreform am Ende alles zunichte?*

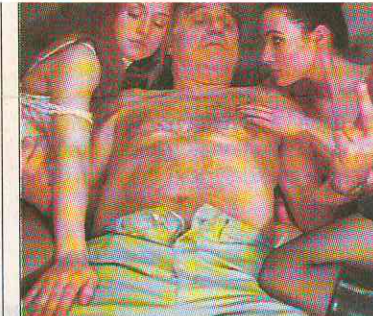
Schindhelm: Das dürfen Sie mich so nicht fragen. Deutschland ist in den gut tausend Jahren seiner Geschichte meist Austragungsort starker Partikulargewalten gewesen. Zentralperspektiven wie in Frankreich, England oder den USA zum Beispiel sind oft unerwünscht. Trotzdem: Die Deutschen scheinen es wieder gut zu finden, Deutsche zu sein und nicht nur Sachsen, Bayern oder Hamburger. Sie werden es auch gut finden, eine tolle Hauptstadt zu haben. Und sie werden einsehen, das geht nicht

Probleme unlösbar geworden sind; erhalten – wenn sich die verantwortlichen Akteure der Politik und der Opern darin einig sind, daß alles so bleiben kann, wie es ist; verändern – was für alle Seiten unbequem sein könnte. Variante 1 steht für mich nicht zur Debatte, Variante 2 übersteigt meine kulturpolitische Phantasie und ob es eine dritte Variante geben wird, hängt nicht nur von mir ab.

WELT: *Aber hat die Politik überhaupt eine Vorstellung von der Gestalt der Berliner Opernszene?*

Schindhelm: Berlin ist anders als London, Madrid oder Paris auch 17 Jahre nach der Wende keine Boomtown geworden. Man kann und muß das beklagen. Aber: Der niedrige Mietspiegel einer Stadt fördert immer auch ihre Kreativität. Kreativität ist jedoch nicht nur Mode, Design, Techno und Partykultur. Wir sollten mal die Umwergentabilität unserer Opern für Berlin berechnen. Neben dem historischen Erbe bedienen wir einen genuinen Wirtschaftsfaktor.

kam ich mir vor, als lese ich aus dem Dschungelbuch vor. Exotisch, irgendwie rau, aber auch harmlos, dieses Berlin. Da ist die Schweiz anders. Wären die wirtschaftlichen Verhältnisse dort so wie in Berlin, dann hätte die Schweiz überhaupt kein Opernhaus. Wir reden in Deutschland zu Recht über den Bedeutungsverlust von Kultur, besonders der Hochkultur. Andererseits wird sich kaum in einem anderen Land über Kultur öffentlich so intensiv auseinandergesetzt wie in Deutschland, und das trifft besonders für Berlin zu. Angeblich gilt ja: Über Geld spricht man nicht, das hat man. Und wenn nicht? Dann spricht man über Kunst, und über Oper und Theater. Die man nicht bezahlen kann, aber trotzdem hat. Und eines ist klar. Ich arbeite an einem Konzept. Und stehe am Tag nach der Wahl sofort bereit, dies den politisch Verantwortlichen zu erläutern. Hoffentlich kommen sie darauf zurück. Denn wird haben keine Zeit mehr zu verlieren.



Franz Brenninger (Josef Bierbichler) badet in deutschen Seelenlandschaften

Denn mag die Idee auch etwas plakativ wirken, entgegen dem ursprünglichen Rollenkonzept die Schauspiel-Quereinsteigerin Sibel Kekilli mit türkischem „Migrationshintergrund“ ins bayerische Traunstein zum Dreh einzubestellen und als angehende Ethnologin mit biographisch bedingtem Unrechtsempfinden und Vaterproblem auf das bayerische und schauspielerische Urgestein Bierbichler treffen zu lassen: Kaum auszuloten ist das Geflecht ästhetischer und philosophischer Referenzen, mit denen Steinbichler schon dadurch scheinbar Disparates zusammenklingen läßt. „Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh' ich wieder aus“, heißt es in Schuberts „Winterreise“, in den Zeilen Wilhelm Müllers, die Steinbichlers Film den alles durchdringenden Grundton verleihen. Dieses Fremdsein malt der Film in die reale Weltkarte hinein und verpaßt ihm handfeste ökonomische und nur verdeckt politische Koordinaten. Vielleicht ist auch die Krankheit zum Tode ein Menschenrecht?

Als Eisenwaren-Händler in Wasserburg am Inn durchlebt Franz Brenninger den qualvollen Wechsel zwischen Todessehnsucht und Wagemut. Ein dubioses Geldgeschäft mit kenianischen Geschäftsleuten droht ihn zu ruinieren – just zu einem Zeitpunkt, da seine Frau Martha Geld für eine rettende Augenoperation braucht. Des Englischen kaum mächtig, engagiert Brenninger Leyla, um ihn als Dolmetscherin nach Kenia zu begleiten, wo er sein Geld zurückholen will. Doch auch im Auftrag der erblindenden Ehefrau wacht Leyla über den alten Grantler.

Bella Halben (Kamera) arbeitet als Licht-Malerin, die Bilder sind rau, gleißend und unbehaglich. Caspar-David-Friedrich-Rückenfiguren grüßen allenthalben, ob Sibel Kekilli vor dem Hotelfenster in Kenia oder Brenninger in Hut und Mantel im Schnee. Kraftvoll wird hier auf „deutsche“ Seelenlandschaften zurückgegriffen. Einzig das virtuose Spiel mit dem Augenmotiv trifft am Ende allzu explizit ins Schwarze.

St. Georgen, Bahnhofstraße 64a

Filmfest München, bis 22. Juli

Hier nüchternte schon Martin Kippenberger erfolglos aus

Mit ihrem Museum verwandelt die Unternehmer-Familie Grässlin das halbe Schwarzwald-Städtchen St. Georgen in einen Ausstellungsraum für moderne Kunst

VON STEFAN TOLKSDORF

Vom alten Kloster blieb nur mehr ein Lindenbaum, und auch sonst gab es im Schwarzwaldstädtchen Sankt Georgen bislang nicht allzu viel zu sehen. Bis 1981 beschäftigte die Firma Dual hier bis zu 3000 Menschen. Nun stehen die meisten Werkhallen leer; auch viele Firmen der heimischen Feinmechanik gingen bankrot. Ein Industriestädtchen im Wandel.

Gepflegte Langeweile und ein wenig Melancholie beherrschten die Szene im 14 000-Einwohner-Städtchen – bis Kippi kam. Er kam, um sich bei der befreundeten Unternehmerfamilie Grässlin von seinen Berliner Alkoholexzessen zu erholen, und eine Menge Kunstideen auszubrüten: Fotos, Installationen, Gemälde. Es entstanden unter anderem die Serie „Sahara“ und das Bild „Berlin bei Nacht“. Kippi blieb viele produktive Monate lang, ließ sich von Mutter Grässlin bekochen, okkupierte den heimischen Fernseher, etablierte ein eigenes Atelier – und kam immer wieder. Bald war das Enfant terrible der achtziger Jahre in den Kneipen vor Ort ein willkommener Stammgast, nur für seine Begleiterinnen aus der Familie Grässlin, fest verankert im Arbeitsrhythmus der elterlichen Firma, waren die St. Georgener Nächte manchmal zu lang. Kippi verstand es, sie zu

ködern. Für jede überzogene halbe Stunde versprach er ihnen ein halbes Bild.

Eine ansehnliche Sammlung kam derart zustande, die mit dem schon stattlichen Bilderkonvolut der Familie Grässlin aufs beste korrespondierte. Mit seinem 40. Geburtstag, im Hochschwarzwald mit Aplomb gefeiert, war Schluß mit Kippi. Die Anrede verbat er sich künftig auch von seinen engsten Freunden. Er war jetzt Martin Kippenberger, und ein Star. Und er ist es erst recht neun Jahre nach seinem Tod.

Das kleine Sankt Georgen verdankt dem provokanten Selbstdarsteller immerhin das beliebteste Bistro am Ort. Jetzt ist das „Kippys“ umgezogen, in einen der drei Betonkuben in der Bahnhofstraße, die zur Attraktion des Ortes werden sollen. Denn auch die Grässlins haben nun ihr eigenes Sammlermuseum. Der Kölner Architekt Lukas Baumewert setzte drei schlicht funktional grauweiße Rechtecke nebeneinander: Lagerhalle, Ausstellungsraum und Restaurant. Zumindest eines der Gebäude dürfte sich bleibenden Andrangs erfreuen.

Auf dem Platz an der neuen „Museumsstraße“ steht Kippenbergers transportabler U-Bahnschacht – Teil einer weltumspannendem Metronetzes, dessen Fragmente, nach den Plänen des Künst-

lers, rund um den Globus aus der Erde ragen. Geht ein Passant vorbei, ist aus der Tiefe das Summen der Ventilatoren und Fahrlärm zu hören. Durch eine schmale, vier Meter hohe Tür gelangt man ins Innere des Kunstkubus, beherrscht von Bildern des Kippenberger-Freundes Albert Oehlen, darunter Ikonen der achtziger Jahre wie „Der Ofen“ oder das klassizistisch eingefärbte „Zimmer mit Ö“, in dem die Büste des Künstlers an eine Führer-Devotionalie erinnert. Das Triptychon „Berlin bei Nacht“, die Mutter aller Kippi-Mythen, zeigt graue Ödnis und

darin den Künstler selbst – mumifiziert im Gazeverband.

Als die Geschwister Grässlin begannen, im großen Stil Kippis Kunst und die seiner Weggefährten Albert und Marcus Oehlen, Georg Herold und Tobias Rehberger zu sammeln, nannte die Familie bereits eine stattliche Kollektion des deutschen Informel ihr eigen. In den Neunzigern verschrieb sie sich der Arte Povera, beschickte zahlreiche bedeutende Ausstellungen, kaufte aber auch immer junge Kunst. Weit über tausend Werke kamen bis heute zusammen. Und die Geschwister Karola, Bärbel,

Sabine und Thomas Grässlin frönen weiter nach Kräften ihrer Kunstleidenschaft.

Die finanzielle Basis für das kostspielige Hobby bildete zunächst der Vertrieb von Zeitschalt-systemen, jetzt ist Grässlin einer der größten europäischen Verkäufer von Granulat. Fünfzig feste Mitarbeiter beschäftigt die Firma vor den Toren St. Georgens. Zeit also für ein eigenes Museum – das die Kunstachse Baden-Baden (Burda) – Basel-Riehen (Beyeler) zum Triangel der Sammlermuseen erweitern soll. Auch wenn Sankt Georgen ein wenig abseits liegt –



Unternehmer und Sammler Thomas Grässlin mit einem Kunstwerk von Mark Dion

FOTO: PA/DPA

Die Sammlerfamilie

Das Hobby der Eltern erscheint Kindern meist mehr als Ausdruck besonderer Wunderlichkeit, denn als fortführensverwertes Unternehmen. Nicht so bei den Grässlins: Die Kunstsammlung der Eltern Dieter und Anna Grässlin wurde für die vier Kinder Bärbel, Sabine, Karola und Thomas Beruf und Berufung zugleich. Zwar gaben sie der Informel-Sammlung der Eltern eine zeitgenössische Richtung, doch kaufen sie bis heute meist einstimmig, auch wenn Mutter Anna anfangs vom Kunstwert aufeinandergestapelter Paletten (Martin Kippenbergers „Entwurf für ein Verwaltungsgebäude“) nicht ganz überzeugt war. Mittlerweile faßt die Sammlung mehr als 1000 Werke, viele sind als Hommage an die treuen Sammler entstanden, etwa die Vasenserie von Tobias Rehberger, ein Porträt der Sammlerfamilie in Glas, Porzellan und Holz, für selbstgepflückte Blumen.

wer den kurvenreichen Weg hinauf in die Stadt findet, den erwartet Überraschendes. Nicht nur der in seinen Ausmaßen eher bescheidene „Kunstraum Grässlin“, sondern 20 höchst unkonventionelle Räume im Stadtgebiet sind mit Installationen von insgesamt 40 Künstlern bestückt – ein Verfahren, das man seit 1991 erfolgreich erprobt und das bei den zwei jährlichen Ausstellungen fortgesetzt werden soll.

Selbst der Einzelhandel des Städtchens bittet sich inzwischen von den Grässlins Exponate für seine Schaufenster aus. Parallel zur Art Basel, wo ihre Sammlung sich höchst werbewirksam präsentierte, reitet eine ganze Kleinstadt auf der Kunstwelle – ein Kuriosum, das in Deutschland seinesgleichen sucht. Ob im Stadtrat oder in der Stadtparkasse – allerorten ist man von den teils sehr beachtlichen Exponaten der Grässlins umgeben, einer Familie, die in der deutschen Kunstszene inzwischen ein gewichtiges Wörtchen mitzureden hat.